Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 44

Artikel: Die Wildbachkatastrophe im Rhonetal

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647289

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

....

Es ist tatsächlich so, wie die alte Dame sagte. Ich war jedoch froh, als mich das Tageslicht wieder empfing, hatte ich doch ein Reise-Erlebnis hinter mir, das an Grauenshaftigkeit nicht zu überbieten ist und das ich zeitlebens nicht vergessen werde.

Sie ruhen aus

(Ein Bild aus deutschem Leben.) Von Jenny Righaupt.

Herbstlaub, fallende Blätter, scheidende Sonne! Im raschelnden Laub schreiten die Füße des Wanderers, der den Friedhof betritt. Um ihn webt seierliche Stille! Die Stätte der Toten liegt so friedlich vor ihm.

Im Vorwärtsschreiten hält er plötlich inne und bleibt in Sinnen stehen vor einer Reihe neuer Gräber, die vor ihm liegt, einzeln, in Reihen und verstreut. Schmudlos liegen sie noch da, noch nicht lange können die stillen Schläfer unter ihnen ruhen.

Wie viele wieder, die dahin gegangen sind, aus dem

Leben in die Ewigkeit!

Da tritt lautlos ein Mann zu ihm heran, es ist der alte Totengräber, der eben wieder ein neues Grab geschaufelt hat.

"Ja, ja", sagt er leise und seine Stimme hat einen schweren, traurigen Klang, "es werden ihrer täglich mehr!"

"So viel habe ich früher nicht zu tun gehabt! Aber jetzt, Herr, sind es ihrer täglich eine Menge! Meist sind es alte Leute, die verhungert sind, auch solche, die ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben, weil sie nicht mehr wußten, wie sie weiter leben sollten. Sie haben den Gashahn aufgedreht oder sind ins Wasser gegangen, es ist fürchterlich. Und wie schwer muß den Alten dieser Entschluß geworden sein, die schon mit einem Fuße in der Ewigkeit standen, denn der Himmel will keine Selbstmörder. Dazu gehört Mut, viel Mut, glauben Sie mir."

Dann ging er weiter, in langsamen, schlurigen Schritten. und der einsame Wanderer blieb stehen und ließ seine Blide voll tiefen Mitgefühls über die schmudlosen Gräber gleiten.

Wie viel Leid unter ihnen schlief, wie viel qualvolles Leid!

O ja, das mußte bitter schwer sein, sich das Leben zu nehmen, wenn man der Ewigkeit schon so nahe stand! Das war keine Feigheit, gewiß nicht, er dachte wie der Totengräber, daß zu so einer Tat großer Mut gehöre. Und wie mochten die alten Sände in Berzweiflung gezittert haben!

Arme, liebe, alte Leute Ihr!

Gott wird Euch Eure Sünde vergeben, das ist gewiß! Denn Not und Berzweiflung trieben Euch dazu, Eure alten Schultern waren zu schwach für die Lasten, die man Euch auferleate.

In dem Herzen des einsamen Wanderes stieg ein inniges Baterunser für die alten Menschen empor, die unter den Hügeln ausruhten von ihrer Qual.

Das preisgekrönte Bild.

Der Maler stand vor seiner Staffelei. Eine Landschaft grünte unter seinem Pinsel auf. Er wußte es, hatte es immer gesagt: Ancho io sono pittore! Auch er war ein Maler! Aber das Publikum wollte es nicht begreisen. Und die Ausstellungskomitees, die Kunstkommissionen, die Preisjurys reagierten nicht. Und doch, sollte es diesmal nicht gelingen? Das werdende Bild war voll diskreter Schönheit — weiche Linien, zarte Ruancen. Wenn jemals ein Verdienst nach Gebühr belohnt würde, dann hing sein Vild nächstens preissgekrönt in der Ausstellungshalle. Wenn nicht, das schwur er sich, zerkleinerte er die Palette zu Anseuerholz und stürzte sich wieder in den Architektenberuf, mit dem er begonnen hatte und in dem es sich schließlich auch leben ließ.

Er war fast fertig mit dem Bild, ersuhr aber eine Ablenkung durch ein entsetzliches Gelärm an der offenstehenden Zimmertür. Sein hoffnungsvoller Sprößling Max schleppte die Kahe über den Flur, die sich unter wildem Fauchen und rabiatem Geschrei um die Freigabe ihres Schwanzes demühte. Der Papa mußte, um die Distanzen wieder herzustellen, fräftig mit dem Malstock dreinfahren. Da kam auch noch die Gattin herzu, eine entsaltete Depesche in der Sand. Sastig griff er nach dem Papier. Die Meldung besagte, daß der Cousin X. in Dingsda — das war weit jenseits der Landesgrenze — im Sterben liege und ihn, den Malervetter, noch einmal zu sehen wünsche. Ia, zum Senker — in diesem Fall mußte er natürlich gehen. Unzwillkürlich senkte er den Pinsel und überschaute mit prüssendem Blick noch einmal seine Landschaft.

"Gut", meinte er zu seiner Frau, "lassen wir's, wie es ist. Worgen packt du es ein und schickt es ab. Der Better darf nicht warten, zumal er doch am Ende keine Zeit hat,

verstehst du?"

Die liebe Gattin verstand ihn ausgezeichnet. Der Cousin war nicht ohne irdische Habe; der Besuch durfte unter keinen Umständen versäumt werden. Somit nahm sie das Bild unter ihre Obhut und der Gemahl reiste mit dem nächsten Schnellzug ab.

Er wurde draußen recht lange festgehalten. Nach dem Tode des braven Betters galt es, dessen Sinterlassenschaft zu sichten, das Soll und Haben reinlich zu scheiden. Im Maße wie diese Bemühungen ihren Fortgang nahmen, schmolz das Haben immer mehr zusammen, während das Soll sich immer mehr aufrundete, so daß nach dem Berstauf der Fahrhabe, der letzten Ruh und der letzten Speckseite im Rauchsang, für das halbe Dutzend Erben nur noch soviel übrig blieb, daß sie mit einem Billet dritter Klasse wieder heimreisen konnten.

Schweren Herzens pilgerte der Maler vom Bahnhofe nach Hause. Bor seiner Gartenpforte kam der Briefträger über die Straße, der ihm einige Korrespondenzen aushändigte. Da — war ein Schreiben der Ausstellungskommission! Mit nervöser Hand erbrach er das Kouvert. Mit gierigen Augen verschlang er den Inhalt. Was! Wirklich! Seine Stirn entrunzelte sich. Ein Lächeln stahl sich in seinen Blick.

Mit raschem Schritt trippelte jett sein Frauchen daher. Aus dem Fenster blidend hatte es ihn an der Pforte erblidt.

Nach dem Willsommensgruß, den ein heißer Ruß bessiegelte, hatte die Gemahlin ein Geständnis zu machen.

"Aber gelt, du bist nicht böse", stammelte sie, "und schlägst den Maxle diesmal nicht — ich habe ja eigentlich die Schuld, weil ich nicht aufpaßte. Zett werden sie dein Bild nicht genommen haben — nun ja, ich habe es geschickt, aber vorher, siehst du, hatte sich der Junge ins Atelier geschlichen, erwischt dort einen Pinsel und kleckt mit Bioletblau über dein ganzes Bild. Ich war sozusagen in Todesnöten —"

Sie schmiegte sich an ihn und er sah ihr mit merkwürdigen Gefühlen in die bittenden Augen.

"Der Schlingel", fügte sie hinzu, "behauptete noch, daß dein Bild dadurch viel schöner geworden wär!"

"Ja", versette er endlich, "das scheint ja wohl auch die Meinung der Kunstkommission zu sein, denn sie hat meine Landschaft mit einem Preis bedacht und verkauft ist das Ding auch schon!" Hurow.

Die Wildbachkatastrophe im Rhonetal.

Oberhalb St. Maurice gegenüber von Laven mündet, vom Plan Névé-Gletscher am Dent du Midi herunterssteigend, der Wildbach SaintsBarthélemy in die Rhone. Um 26. September letthin brach dieser Wildbach

plöglich mit elementarer Kraft aus, riefige Maffen Geschiebe und Schlamm mit sich führend, die die Tal-straße und das Geleise der Simplon=Linie hoch über= deckten, fo daß der Berkehr gänzlich unterbrochen wurde. Das war im frühen Nach= mittag. Am gleichen Tage abends 9 Uhr geschah ein neuer Ausbruch, der die Brücke wegriß und einen Hilfszug mit elektrischer Lokomotive und zwei Wagen erfaßte, so daß sie im Schlamme stecken blieben. Das Bett der Rhone war inzwischen mit Schutt und Geschiebe so hoch gefüllt worden, daß der Fluß sich auf der Seite gegen das Bad Laven ein neues Bett Es erfaßte suchen mußte. die rechtsufrige Straße nach Morcles und bedectte fie hoch mit seinem Wasser; ein Gesbäude des Badetablissements

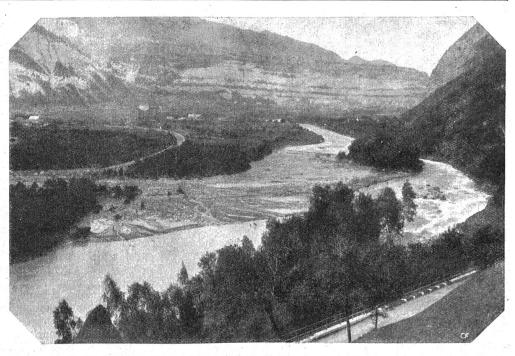
wurde dabei mitgeriffen und zerstört.

Die Ausbrüche des Wildbaches haben sich inzwischen wiederholt. Man nimmt an, daß Lawinenstürze in Berbindung mit starken Niederschlägen die Ursache der katasstrophalen Naturerscheinung sind.

Das Silfswert hat natürlich sofort mit ganzer Energie eingesetz, galt es doch, für die internationalen Jüge, die durch den Lötschberg umgeleitet werden mußten, die Linie wieder frei zu bekommen. Dieses Ziel wurde nach einigen Tagen angestrengter Arbeit von aufgebotenen Sappeurs erreicht. Aber noch drohen die Gefahren neuer Schlammssluten und braucht es monatelanger Aufräumungs- und Ausbesserungsarbeiten, um den angerichteten Schaden einigermaßen zu tilgen. Millionen werden verbaut werden müssen, um der Rhone ihr altes Bett wieder herzustellen und vor den Tücken des Saint-Barthélemn — der so ganz kein Heiliger ist — zu sichern.

Aus der politischen Woche.

Die Rundgebung der 200 Wirtschaftsführer, von der wir in letter Nummer die Richtlinien gezeichnet haben, stellt sich als ein Bekenntnis der europäischen Wirtschaften zur Freiwirtschaft heraus. Aber ob die Idee zu verwirklichen ist, das ist eben die Frage. Bon Amerika aus wird deutlich abgewunken. Begreiflich. Denn Amerika hat Sochfonjunktur und dies nicht jum wenigsten wegen der wirtschaftlichen Berfahrenheit Europas und der daraus refultierenden Abhängigkeit von Amerika. Das, was die 200 Wirtschaftsführer für Europa anstreben, das besigen die Amerikaner allbereits, und fie genießen feit bald 100 Jahren die Früchte aus dieser Tatsache. Sie haben ein einheitliches Wirtschaftsgebiet mit einer konsumkräftigen Bevölkerung von 120 Millionen Menschen, die keine schikanösen Semmungen des Wirtschaftslebens, von Staat oder Konventionalismus auferlegt, zu überwinden haben, um aufwärts zu tommen. Die Amerikaner sind zu materieller, rechnerischer Ginstellung jum Leben erzogen, und darum ift es für sie selbstverftandlich, daß sie an ihrer äußeren Grenze — innere gibt es in ihrem Lande nicht — alle Borkehren treffen, um die un= erwünschte Konkurreng - seien es Menschen ober Waren fernzuhalten. Da es ihnen, dem rohstoffreichsten Bolte der Welt, so gut geht, so denken sie nicht daran, den Zustand



Anblick der infolge des Bergfturzes verurfachten Verwuftungen im Rhonetal bei St. Maurice.

zu ändern: die Einwanderungsbeschränfungen und die Einstuhrzölle aufzuheben. Darum hat Coolidge gleich nach Bekanntwerden der Kundgebung sich ablehnend geäußert: Amerika werde da nie mitmachen.

Man bekommt nachgerade den Eindruck, daß Amerika der große Hemmschuh für die europäischen Konsolidierungsschtrebungen, den wirtschaftlichen wie den politischen, geworden ist. Wer die Rolle des Geldes im Weltgeschen bedenkt, begreift das einigermaßen. "Das Geld regiert die Welt." In Amerika ist die Hauptmasse des Weltkapitals aufgehäuft. Einige wenige Geldmagnaten haben das Verfügungsrecht über diese Masse in der Hahr. Wenn aber auf der Weltstugel eine große wirtschaftliche und politische Umstellung inszeniert werden soll, so braucht es dieses Kapitals und folglich der Justimmung der Amerikaner.

Ein Beispiel dafür ist die große französischedeutsche Bersöhnungsattion, die in Thoirn von Briand und Stresemann begonnen wurde. Sie steht heute sozusagen still. Warum? Es paßt den Amerikanern nicht, daß sich die Deutschen und Franzosen miteinander verbinden. Das könnte nur die Bande der europäischen Abhängigkeit von Amerika lodern. Und Amerika hat es auch diesmal leicht und kann mit einer einzigen ablehnenden Geste den schönen Bersöh= nungsplan zunichte machen. In Thoirn bot eben Strefemann als Pfand für die gewünschte vorzeitige Räumung der Rheingrenze und des Saargebietes die deutschen Gifenbahnattien an, die Amerita hatte freditieren follen. Das will aber juft Amerika nicht tun, und so wird der Blan in seinem besten Teile zu Wasser werden. Nichtsdestoweniger werden die Frangosen und Deutschen die Besprechungen weiterführen. Denn die Notwendigkeit des Zusammengehens bleibt nach wie vor bestehen. Es gilt heute, eine neue Verhandlungsbasis zu finden.

Senator de Jouvenel schlug im "Matin" vor, die Deutschen sollten ihren Berzicht auf die Korrektur der Ostgrenze (Danziger Korridor und Schlesien) und auf den Anschluß Desterreichs aussprechen. Der Widerhall in den Berliner Blättern klang stark negativ: Nie und nimmer werde Deutschland das tun, denn diese Punkte seien ja gerade die Hoffnungen, die Locarno den Deutschen gebracht habe. Gereizt geben die Boulevardblätter zurück: Einstweisen gilt noch der Bertrag von Bersailses, an dem hat Locarno nichts geändert, und darin ist die Ostgrenzen-